

Brigitte Gensch, Sonja Grabowsky (Hg.)

Der halbe Stern

Verfolgungsgeschichte
und Identitätsproblematik
von Personen und Familien
teiljüdischer Herkunft

Mit Beiträgen von Freimut Duve, Brigitte Gensch,
Sonja Grabowsky, Johannes Heil,
Maria von der Heydt, Barbara Innecken,
Monica Kingreen, Wolfgang Kotek, Dani Kranz,
Detlev Landgrebe, Jana Leichsenring, Stephan Linck,
Beate Meyer, Jürgen Müller-Hohagen,
Katrín Rudolph, Gerd Sebald, Ralf Seidel,
Martin Stöhr, Walter Sylten und Ilona Zeuch-Wiese

HALAND 
& WIRTH
IM PSYCHOSOZIAL-VERLAG

Gefördert mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Apfelbaum.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2010 Haland & Wirth im Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: © »Der halbe Stern« e. V.

Umschlaggestaltung & Satz: Hanspeter Ludwig, Gießen

www.imaginary-art.net

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

www.majuskel.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-89806-865-9

Inhalt

Einleitung	9
BRIGITTE GENSCHE UND SONJA GRABOWSKY	
»Der unsichtbare Jude«	19
<i>Säkularisation, Konversion und die Phobien des modernen Rassismus</i>	
JOHANNES HEIL	
Gratwanderungen	37
<i>»Jüdische Mischlinge« zwischen Mehrheitsgesellschaft und Verfolgung 1933–1945</i>	
BEATE MEYER	
Tödliche Verfolgung von als jüdisch klassifizierten »Mischehepartnern« in der Rhein-Main-Region	57
MONICA KINGREEN	
Wirtschaftliche Beeinträchtigung unter der Rasseverfolgung 1933–1945	67
MARIA VON DER HEYDT	

Die Verfolgung von Christinnen und Christen jüdischer Herkunft im Raum Berlin	89
<i>Entscheidungsspielräume kirchlicher Handlungsträger zwischen Legalität und Illegalität</i>	
JANA LEICHSENRING UND KATRIN RUDOLPH	
Einblicke in die Anfänge des christlich-jüdischen Dialogs nach 1945 aus landeskirchlicher Perspektive	131
STEPHAN LINCK	
Geschichte und Aufgabe der Evangelischen Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte	141
WALTER SYLTEN	
»Dazwischen«	145
<i>Verzweiflung als Inspiration – Zur Identitätsproblematik bei jüdischer Herkunft</i>	
RALF SEIDEL	
Ewiger »Halbjude«?	159
<i>Zur Fortdauer von Nazi-Konstrukten in den Köpfen von Leuten aus der gesellschaftlichen Mitte</i>	
JÜRGEN MÜLLER-HOHAGEN	
Die familiäre Tradierung von nationalsozialistischen Identitätszuschreibungen	181
<i>Eine Fallrekonstruktion</i>	
GERD SEBALD	

Nora – Wie jüdische Identität narrativ (re-)konstruiert wird <i>Ein Fallbeispiel</i> DANI KRANZ	205
Bericht über den Workshop »Sag bloß nicht, daß du jüdisch bist« <i>Aufstellungsarbeit mit Angehörigen aus Familien mit jüdisch-christlichem Hintergrund</i> BARBARA INNECKEN	223
Jüdischer Bube zwischen Nazis WOLFGANG KOTEK	229
Kultur der Erinnerung DETLEV LANDGREBE	243
Spuren suchen oder: Vom langsamen Erkennen ILONA ZEUCH-WIESE	247
<i>Sachor – Erwinnere Dich!</i> <i>Andacht zum gleichnamigen Schabbat am 7. März 2009</i> BRIGITTE GENSCH	261
Von göttlichem und menschlichem Gedenken <i>Andacht am Sonntag Reminiscere 8. März 2009</i> MARTIN STÖHR	269

Abschlussvotum	283
FREIMUT DUVE	
Einführung zur DVD	289
SONJA GRABOWSKY	
Autorinnen und Autoren	293

Einleitung

BRIGITTE GENSCH UND SONJA GRABOWSKY

Die vorliegende Publikation verdankt sich der Tagung »*Sag bloß nicht, daß du jüdisch bist*« – *Die Verfolgungsgeschichte von Personen jüdischer und teiljüdischer Herkunft in der NS-Zeit und ihre generationsübergreifenden Auswirkungen*, die vom 6.–8. März 2009 in der Evangelischen Bildungsstätte auf Schwanenwerder in Berlin stattfand.

In insgesamt 18 Beiträgen wird die Tagung in der Vielzahl und Bandbreite ihrer Themata aufgenommen und dergestalt im Wesentlichen dokumentiert. Was die jeweilige Fragestellung, Zugangsweise, Fokussierung und auch das intellektuelle Temperament betrifft, so entfalten die Autorinnen und Autoren die Thematik einer bisher noch nicht hinreichend aufgearbeiteten Verfolgungsgeschichte auf höchst unterschiedliche Weise. Sowohl interdisziplinär als auch in transgenerationaler Perspektivierung rücken nunmehr erstmals diejenigen in den Blick, die aufgrund ihrer oder ihrer Eltern bzw. Großeltern Herkunft aus dem Judentum in das Netz der rassistischen Verfolgung gerieten.

»Zwischen den Stühlen«, »und immer etwas fremd« – so beschreiben sie, die Betroffenen, sich selbst, eine fragile, von Ambiguitäten durchzogene Identität mehr umschreibend denn fixierend.

In der rassistischen Nomenklatur der Nazis hießen sie »Halb- und Vierteljuden«, »jüdische Mischlinge« und »Geltungsjuden«. Oder auch »Volljuden«, denen, sofern sie oder bereits ihre Eltern zum Christentum konvertiert waren, das Taufsakrament gar nicht und der »arische« Ehepartner nur bedingt zum Schutze gereichte.

Der Tagung vergleichbar, klingt auch in den sie reflektierenden Beiträgen mehr als einmal das Leitmotiv des spannungshaften bis widerstreitenden Verhältnisses von (oft fragiler) Selbstzuschreibung und fixierend-stigmatisierender Fremdzuschreibung an, verschieden beleuchtet.

Und wie im Rahmen der Tagung zu dieser Aufhellung wesentlich die Besonderheit beitrug, dass die überwiegende Mehrheit der Teilnehmenden aus betroffenen Familien der *Ersten* und *Zweiten*, vereinzelt auch der *Dritten Generation* die Tagung mit oftmals sehr persönlich geprägten Statements und biografisch-zeitgeschichtlichen Erzählungen prägte, so verschränken sich auch in der Mehrzahl der Beiträge die »Abstracta« wissenschaftlicher Allgemeinheit mit persönlich-lebensgeschichtlicher Individualität, geschehe diese Verschränkung nun explizit oder bleibe sie implizit.

Gleich einer Exposition eröffnet *Johannes Heil* in seinem Beitrag »Der unsichtbare Jude« – Konversion, Säkularisation und die Phobien des modernen Rassismus« einen weit dimensionierten Resonanzraum für die Fragestellung, woher denn der antijüdische Affekt einer nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft gegen gerade »den unsichtbaren Juden« komme, gegen – mit einem anderen Terminus gesagt – »Christen jüdischer Herkunft«. Heil zeigt auf, dass die Entzifferung der »Judenfrage« als eine Frage der Konversion geschichtlich bereits länger als die nun fast schon wahnhaft zu nennende Ineinssetzung in den Ausführungen eines Eugen Dühring gegen Ende des 19. Jahrhunderts unterwegs ist. Dührings Angst- und Zwangsvorstellung, die getauften Juden seien, da nun nicht länger als solche erkennbar, die eigentlichen, d.h. die eigentlich gefährlichen Juden, kann einerseits als protorassistische Konstruktion verstanden werden; andererseits bündelt und radikalisiert sie durchaus Motive und Vorstellungskomplexe der voraufgehenden Jahrhunderte.

Der Artikel schreitet wesentliche Stationen der historischen Entwicklung, angefangen von den Zwangstaufen des 7. Jahrhunderts bis zum »Erlösungs-Antisemitismus« eines Richard Wagner, ab und ruft einige einprägsame Gestalten auf, prekäre Zwischenexistenzen: Paulos von Burgos etwa, der zu Erfolg und Karriere es brachte, freiwillig zur Taufe aber nur sehr bedingt kam – oder Johannes Pfefferkorn, so tragisch wie berühmt, den ausgerechnet die Parteigänger des humanistisch-frühaufklärerischen Reuchlin einen »Dunkelmann« schimpften.

Die drei nun folgenden Beiträge bilden den historischen Rahmen für die Thematik, die auf der Tagung im Vordergrund stand: die Verfolgungsgeschichte von Personen jüdischer und teiljüdischer Herkunft. Mit unterschiedlichen Schwerpunkten beschreiben die Autorinnen die gesetzlichen Maßnahmen und gesellschaftlichen Diskriminierungen, denen die Verfolgten ausgesetzt waren. Sie stellen auch heraus, welche (eingeschränkten) Möglichkeiten und Strategien den Betroffenen blieben, auf die Exklusionsmaßnahmen zu reagieren, und wie sie die Benachteiligungen in ihren Lebensalltag zu integrieren versuchten.

In diesem Zusammenhang beleuchtet *Beate Meyer* in ihrem Artikel »Gratwanderungen – ›Jüdische Mischlinge‹ zwischen Mehrheitsgesellschaft und Verfolgung 1933–1945« vor allem die gesetzlichen Maßnahmen, denen die »Halbjüdinnen« und »Halbjuden« in der NS-Zeit unterworfen wurden. Sie verdeutlicht, dass die »Gruppe der ›jüdischen Mischlinge‹« ausschließlich ein ideologisches Konstrukt der NS-Rasseideologen gewesen ist und die daraus resultierende Politik gegenüber den Betroffenen in vielerlei Hinsicht widersprüchlich war. Darüber hinaus arbeitet Meyer auf der Basis zahlreicher von ihr geführten Interviews mit ehemaligen »Halbjuden« und »Halbjüdinnen« heraus, wie die Betroffenen der staatlichen Ausgrenzung einerseits und der Diskriminierung durch ihr gesellschaftliches Umfeld andererseits begegneten. Sie stellt dar, dass die tägliche Normalität, in der die »Mischlinge« während der zunehmenden Verfolgung lebten, nur eine scheinbare war: Als »Grenzgänger« kämpften sie darum, Teil der Mehrheitsgesellschaft zu sein, und waren gleichzeitig stets darum bemüht, dem jüdischen Elternteil zum Schutz zu gereichen.

Im nächsten Beitrag »Tödliche Verfolgung von als jüdisch klassifizierten ›Mischehepartnern‹ in der Rhein-Main-Region« fokussiert *Monica Kingreen* auf die Verfolgung von Jüdinnen und Juden, die in Hessen während der NS-Zeit in sogenannter Mischehe lebten. Reichsweit einmalig agierte die Gestapo ab Herbst 1942 zunächst in Frankfurt, später auch in Darmstadt und Wiesbaden eigenmächtig und deportierte mehrere hundert Menschen nach Auschwitz. Der Vortrag kontextualisiert das Vorgehen der einzelnen verantwortlichen Stellen und stellt auch die Reaktionen der Verfolgten dar.

»Wirtschaftliche Beeinträchtigung unter der Rasseverfolgung 1933–

1945« – so lautet der Titel des Beitrags von *Maria von der Heydt*, die die volkswirtschaftlichen Aspekte der NS-Politik sowohl bezogen auf die deutsche Mehrheitsbevölkerung als auch auf die verfolgten Jüdinnen, Juden und »jüdischen Mischlinge« beleuchtet. Von der Heydt verdeutlicht nicht nur einen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher und administrativer Ausgrenzung von »Nichtariern«, sondern verknüpft auch die Folgen der NS-Wirtschaftspolitik, welche zunehmend darum bemüht war, Privathaushalte und Institutionen ihrer finanziellen Mittel zu berauben, mit den daraus resultierenden Auswirkungen auf die Situation der »rassisch« Verfolgten.

Unvollständig wäre der Tagungsband, thematisierte er die Verfolgungsgeschichte nicht auch in kirchengeschichtlich-theologischer Perspektive. Denn wenn auch nicht in jedem Einzelfall mit einem ausgeprägt christlichen Selbstverständnis, so doch der Gesamtzahl nach waren weit mehr als 80 Prozent der Verfolgten teiljüdischer Herkunft getauft und gehörten mehrheitlich der Evangelischen Kirche an, in der Minderzahl waren sie katholischer Konfession. Angesichts dessen wiegen das Versagen und die Schuld der beiden Kirchen desto schwerer, ihre jüdisch herkunftigen und getauften Glieder nicht geschützt, vielmehr verraten und ausgeliefert zu haben.

In ihrem Beitrag »Die Verfolgung von Christinnen und Christen jüdischer Herkunft im Raum Berlin – Entscheidungsspielräume kirchlicher Handlungsträger zwischen Legalität und Illegalität« rekonstruieren Katrin Rudolph und Jana Leichsenring chronologisch und an den entscheidenden Zäsuren der Verfolgungsgeschichte sich orientierend für die Evangelische und die Katholische Kirche in Berlin, wie beide Konfessionen auf politische Vorgaben mehr situativ reagierten, oftmals lavierten, statt langfristig initiativ zu werden. Mit dem Beginn der Deportationen 1941 vereinzelt sich das protestantische und katholische Engagement teils in der Illegalität, teils als »Hilfe zur Selbsthilfe« der von der Deportation Bedrohten – der mutigen Bewährung einzelner Personen und Gruppen steht das Versagen der Institution als ganzer gegenüber.

Stephan Linck gewährt »Einblicke in die Anfänge des christlich-jüdischen Dialogs nach 1945 aus landeskirchlicher Perspektive« und zeigt am Beispiel der schleswig-holsteinischen Landeskirche Pars pro toto auf, wie beschämend die Evangelische Kirche in der Nachkriegszeit

der Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld auswich, wie in nicht nur monetärer Hinsicht geizig sie auf Optionen einer theologischen Neuorientierung reagierte und wie dergestalt überaus mühsam und zäh die ersten Anfänge des jüdisch-christlichen Dialogs sich ausbildeten.

Dass es meist den Betroffenen und (ehemals) Verfolgten überlassen war, eine durchaus auch institutionell verfasste Hilfe und Unterstützung aufzubauen und zu leisten, erweist der Beitrag »Geschichte und Aufgabe der Evangelischen Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte« von *Walter Sylten*, in dessen jahrzehntelangem Engagement innerhalb der Hilfsstelle sich die Arbeit von Propst Heinrich Grüber fortsetzt. Sylten zeigt die Spannweite der Tätigkeiten auf, mit welchen die Hilfsstelle sich für die ehemals Verfolgten bis heute einsetzt, seien es politisch dimensionierte Forderungen der Entschädigung, sei es die diakonische Arbeit der Altenhilfe und -pflege.

»Dazwischen«. Verzweiflung als Inspiration – Zur Identitätsproblematik bei jüdischer Herkunft« – der Beitrag von *Ralf Seidel* in der Mitte des Dokumentationsbandes bezieht gleich einer Spiegelachse die voranstehenden außenperspektivischen Beiträge objektiver Geschichtsschreibung und die folgenden Zeugnisse einer personalen oder familialen Binnenperspektive aufeinander, indem der Autor die Zwischenräume und manchmal auch Abgründe auslotet, welche die benannte Dialektik des Innen und Außen, ihre Varianten eingeschlossen, auf tut. Im Rückgriff auf philosophische Überlegungen und künstlerische Assoziationen zum Zuge bringend, entfaltet Seidel die durchtragende These, dass gerade an der Existenzform teiljüdischer Herkunft die maßgeblichen Gegensätze sozialer wie individueller Identität aufbrechen: zugehörig allererst werdend, aber immer auch fremd bleibend, die Inkongruenz von Selbstverortung und Fremdzuschreibung oft schmerzhaft erleidend; zur Erinnerung verpflichtet und verurteilt, wie sie die Ethik und das Trauma des Überlebens aufgeben, aber doch nach dem Vergessen, wenigstens zu Zeiten, sich sehnd; und letztlich auf der Suche nach dem, was jenseits fixierender Identität und gewaltsamer Einheit wäre.

Der nun anschließende Teil rückt die aktuelle Frage nach den Kontinuitäten der NS-Zeit in den Mittelpunkt. Die Autorinnen und Autoren setzen sich in mehrerlei Hinsicht damit auseinander, inwiefern das (vermeintlich) Vergangene auch im Heute noch gesellschaftlich oder persönlich bedeutsam und wirkmächtig ist.

So öffnet der Beitrag von *Jürgen Müller-Hohagen* »Ewiger ›Halbjude‹? Zur Fortdauer von Nazi-Konstruktionen in den Köpfen von Leuten aus der gesellschaftlichen Mitte« den Blick für die willkürliche und fragmentierende Zuschreibung »Halbjüdin« bzw. »Halbjude«. In seinen Ausführungen fragt der Autor nach Kontinuitätslinien des Begriffs bis in die Gegenwart. Nach einer kurzen geschichtlichen Herleitung wird die enorme Wirkmacht des Begriffs auf die Nachkommen der einstigen NS-Mehrheitsgesellschaft, die Müller-Hohagen anhand von alltäglichen aktuellen Szenen skizziert, deutlich. Die heutige (unbedachte) Verwendung des Begriffs des »Halbjuden« offenbart, so Müller-Hohagen, eine »Ungerührtheit« der Sprechenden. Damit meint er die noch immer bestehende Distanziertheit gegenüber dem Leid der Opfer. Jene Haltung der Ungerührtheit trägt dazu bei, die den Betroffenen durch die Zuschreibung des »Halben« auferlegten Fragmentierungen bis heute aufrechtzuerhalten.

Gerd Sebald ergänzt in seinem Beitrag »Die familiäre Tradierung von nationalsozialistischen Identitätszuschreibungen. Eine Fallrekonstruktion« die mehrheitsgesellschaftliche Kontinuität von Müller-Hohagen um die familiäre Binnenperspektive. Er fragt danach, inwiefern die einstige Zuschreibung des »Halben« innerhalb einer Familie von der *Ersten* bis zur *Dritten Generation* noch heute relevant ist und legt dar, wie sich die einzelnen Familienmitglieder hinsichtlich einer teiljüdischen Identität positionieren. Offensichtlich wird auch, dass Tochter und Enkelin der ehemals als »Halbjüdin« verfolgten Großmutter sich intensiv mit der teiljüdischen Familienidentität auseinandersetzen, während die Großmutter um eine deutliche Abgrenzung von der ihr einstmals oktroyierten Zuschreibung bemüht ist.

Auch in *Dani Kranz*' Beitrag »Nora – Wie jüdische Identität narrativ (re-)konstruiert wird. Ein Fallbeispiel« geht es um die Fortdauer von jüdischen Identitätsanteilen. Die im Fallbeispiel vorgestellte Angehörige der *Dritten Generation*, Nora, wendet sich bewusst wieder dem Judentum zu und setzt damit dem jahrzehntelangen Verschweigen und Verleugnen der teiljüdischen Herkunft ihrer väterlichen Familie ein Ende. In diesem für sie viele Jahre dauernden Prozess war es zudem für Nora bedeutungsvoll, nahezu keine schriftlichen oder mündlich tradierten Informationen über die jüdische Linie ihrer Familie zu besitzen.

Folglich ließ sich die Vergangenheit nur bruchstückhaft rekonstruieren. In ihrem Text beschreibt Kranz die Entwicklung von Noras religiöser Eigenverortung unter der besonderen Problematik einer *väterlichen*, also nicht-halachischen jüdischen Linie.

Der nachfolgende Bericht über den Workshop »Sag' bloß nicht, daß du jüdisch bist!« Aufstellungsarbeit mit Angehörigen aus Familien mit jüdisch-christlichem Hintergrund« von *Barbara Innecken* dokumentiert eine Besonderheit: Erstmals trafen Angehörige der *Ersten* und *Zweiten* Generation zusammen, um an einer gemeinsamen Aufstellungsarbeit teilzunehmen. Innecken verdeutlicht einmal mehr, wie die zurückliegenden Ereignisse der NS-Zeit und die Verfolgung und Ermordung eines Teils der Familie noch heute auf die folgenden Generationen wirken. In ihrer Darstellung der beiden im Workshop durchgeführten systemischen Aufstellungen wird jedoch auch offensichtlich, dass aktuelle, als problematisch erachtete Lebenssituationen zwar mit der eigenen familiären Vergangenheit zusammenhängen können, aber nicht immer eine schwere Belastung für die jeweiligen Personen bleiben müssen. Sie vermag sich durch einen Prozess der Selbstklärung, der sich in der Aufstellungsarbeit vollzieht, zwar nicht gänzlich aufzulösen, dennoch kann das Sichtbarwerden bestimmter Strukturen und Dynamiken befreiende Wirkung haben und die Bürde möglicherweise zu einer eigenen Ressource werden lassen.

Im Folgenden geben die Autorinnen und Autoren in ihren autobiografischen Texten Einblicke in individuelle Zugänge zu ihrem Jüdischsein und ihrer teiljüdischen Herkunft. Sie schildern ihre Verfolgungserfahrungen und die daraus resultierenden, bis heute andauernden seelischen Beschädigungen bzw. reflektieren ihr ambivalentes Identitätsgefühl im Spiegel eines fortwährenden »Dazwischen«.

Der jüdische Mediziner *Wolfgang Kotek* legt mit seinem Beitrag »Jüdischer Bube zwischen Nazis« Zeugnis einer Kindheit und Jugend. Er war eine der Personen, die nach den Nürnberger Gesetzen als »Geltungsjuden« bezeichnet wurden. Seine Familie verstand sich als jüdisch, und seine ehemals protestantische Mutter war zum Judentum konvertiert. In seinem autobiografischen Bericht beschreibt Kotek die ihm zugefügten Verletzungen an Leib und Seele. Durch den mutigen Einsatz seiner nicht-jüdischen Großeltern konnte er als Achtjähriger in die Nie-

derlande flüchten. Dort litt er, untergebracht in oftmals wechselnden Pflegefamilien, unter Heimweh und Einsamkeit. Seine Unverzagtheit und seine Klugheit trugen dazu bei, dass er, obgleich ohne seine Familie, die deutsche Besatzung überlebte. Im Mai 1945 gab es für Wolfgang, seinen Vater, der im Versteck in Holland überlebt hatte, und seine Mutter das lang ersehnte, gemeinsame Wiedersehen. Die meisten seiner jüdischen Verwandten wurden deportiert und ermordet. Jahrzehntlang hat Wolfgang Kotek über die Zeit seiner Verfolgung geschwiegen, nicht zuletzt deswegen, da er sich für sein Überleben schuldig fühlte.

Im anschließenden Beitrag beleuchtet *Detlev Landgrebe* in »Kultur der Erinnerung« seine jahrelang andauernde Identitätssuche. Er beschreibt seine Suchbewegungen, die sich im Spannungsfeld von Protestantismus, Judentum und national-konservativem Gedankengut seiner Herkunftsfamilie bewegten. Zugleich thematisiert er die mit seiner eigenen Familiengeschichte zusammenhängenden Brüche in der deutschen Geschichtserfahrung und -erinnerung.

»Spuren suchen oder: Vom langsamen Erkennen« – auch der letzte der autobiografischen Beiträge von *Ilona Zeuch-Wiese* geht der Frage der eigenen Identität nach. Für sie als Angehörige der *Zweiten Generation*, als Tochter einer »Halbjüdin«, steht in diesem Zusammenhang allerdings vor allem das Erforschen historischer Fakten über ihre verstorbenen und ermordeten jüdischen Familienmitglieder im Vordergrund. Zeuch-Wiese schildert das Herantasten an ihre Familiengeschichte nicht nur als eine Entwicklung ihres Selbst, sondern auch als einen gemeinsamen Prozess mit ihrer Mutter. Durch ihre Beharrlichkeit konnte sie schließlich das jahrzehntelange familiäre Schweigen brechen.

Einem »himmlischen Wink« wohl ist es zu danken, dass den beiden liturgisch-theologisch qualifizierten Morgen der Tagung der biblisch hinterlegte Imperativ »Erinnere dich« zugeordnet war, stand doch der Samstag, jüdischer Tradition folgend, im Zeichen eines besonderen *Schabbat*, *Schabbat Sachor* genannt, während der Sonntag, nach christlicher Tradition der zweite Sonntag der Passionszeit, seinen Namen *Reminiscere* einem Psalmwort verdankt. *Sachor – Reminiscere – Erinnere Dich (Gedenke)* – an der Überlieferungskette entlang entfalten die beiden folgenden Andachten eine *Theologie des Eingedenkens*.

Brigitte Gensch legt die *Schabbat Sachor* zugeordneten ersttestament-

lichen Passagen am Leitfaden der These aus, dass die Angsterfahrung und das Trauma einer (drohenden) genozidalen Vernichtung Gottes Volk Israel von Anbeginn seiner Geschichte eingepägt sind und der monströse Wille zur Auslöschung, einmal in die Welt gekommen, sich fortzeugt. Während pure Gegengewalt jedoch das Rad einer unheilvollen und tödlichen Geschichte nur weiter antriebe, verbindet sich mit dem biblisch so häufig ergehenden Imperativ »Erinnere Dich« die Hoffnung auf eine Kraft, die Gewaltverkettung zu unterbrechen. In den Momenten des Eingedenkens steht das Rad der Gewalt still, vielleicht und erhofftermaßen für immer.

»Von göttlichem und menschlichem Gedenken« lässt sich die Andacht des Sonntags *Reminiscere* leiten. Das interpretatorische Kraftzentrum der biblischen Komplementärbegriffe Erinnerung und Gerechtigkeit umspielend, ordnet *Martin Stöhr* seine perspektivenreichen und beispielgebenden Auslegungen an, mit denen er diesen besonderen sonntäglichen *Psalm 10* – Pars pro toto des Psalters – dahingehend erschließt, Einzelne wie auch die gottesdienstliche Gemeinschaft in einer Ethik der gegenseitigen Be treffbarkeit und Zuständigkeit zu unterweisen. So erfahrungsgesättigt wie parteilich nämlich erzählen die Psalmen Beziehungsgeschichten zwischen Gott und seinen ebenbildlichen Geschöpfen, durch welche Ebenbildlichkeit die Geschöpfe von Gott her einander zugetan sind. Noch an misslungenen Begegnungen, wenn Gott und Menschen einander verfehlen, und selbst am verborgenen Antlitz Gottes gewinnen die Psalmen ein kritisches Maß, an dem menschliches Verhalten sich zu messen hat. Und klagen, gar anklagen könnten die Psalmen nicht, wären sie nicht eines göttlichen Gegenüber eingedenk, welches leid- und unrechtempfindlich ist.

Der Publizist und Politiker *Freimut Duve* beschließt den Tagungsband mit einem eindrücklichen Votum, das die eigene Vita mit der Aufgabe politischen Engagements verbindet und sowohl aus der eigenen Verfolgungsgeschichte als auch der Verfolgung und Ermordung seines Vaters den Primat bürgerschaftlicher, zivilgesellschaftlicher »Einmischung« folgert. Mit dem deskriptiv wie präskriptiv lesbaren Diktum, wir alle seien Bürgerinnen und Bürger, verbindet Duve eine Existenzform, welche nicht in schlechter Abstraktheit jenseits aller ethnischen, kulturellen und religiösen Verschiedenheit situiert ist, vielmehr mit jenen Verschiedenheiten sich verschränkt und zusammengeht, d. h. konkret wird.

So markiert das »Abschlussvotum« ein Sozialmodell, das in denkbar größter Entfernung zum (proto-)rassistischen Vorstellungskomplex des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts steht. Der Beitrag von *Johannes Heil* etwa hatte gezeigt, wie, abgestützt auf eine biologistisch eingefärbte Körper- und Organismus-Metaphorik, sich die damaligen Konstrukte von Staat und Gesellschaft radikalisierten und einem rigiden Homogenitätsideal folgend aggressiv bis eliminatorisch alles, was »anders« oder »fremd« war, auszuschließen trachteten. Und so gewiss die europäischen Gesellschaften sich auch tatsächlich von solchen Konstrukten entfernt haben und größtenteils schon in die Form der Zivilgesellschaft eingerückt sind, so gewiss aber auch mahnt Duves Votum das noch Uneingelöste eines Auftrages an.

Wir danken den Autorinnen und Autoren, ihre Beiträge honorarfrei zur Verfügung gestellt zu haben. Besonderer Dank gilt Herrn Dr. Hans-Martin Schmidt der Stiftung Apfelbaum, ohne dessen Interesse am Thema und Druckkostenzuschuss dieser Band nicht hätte erscheinen können. Eigens danken wir Diplom-Psychologe Rudolf Süske, der uns bei der Text- und Tabellenformatierung sowie der Ergänzung von Literaturverzeichnissen eine große und beständige Hilfe war. Nicht alle Texte, die im Kontext der Berliner Tagung entstanden sind, konnten hier abgedruckt werden. Sofern sich diese nicht anderenorts publiziert finden, werden sie auf unserer Website www.der-halbe-stern.de erscheinen. Abschließend auch Dank an das Team von Jürgen Boley (BOLEY MEDIA, Film- und Videoproduktion, Bonn) für die DVD-Produktion des Gesprächs mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.